

# Gezahlt wird mit Regen Dürre in Botswana

Botswana vom 15. 10. 1996 bis 15. 1. 1997  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

---

Zur Person	288
Es regnet! – Suche nach der Dürre	288
Ort des Jammerns – Old Naledi trägt die Spuren der Dürre	289
Rantweesane Gontse – Eine ganz normale Geschichte	291
Laß es regnen! – Traditionelle Antworten	293
Ein Opfer für die Götter – Regenzeremonien	294
Jeder kann ein Onkel sein – Strategien der Nomaden	296
Der arme Mann zahlt mit der Nadel – Strategien der Farmer	297
Bis der Regen kommt – Antworten der Regierung	
Das große Rindersterben – Die Dürre der 60er Jahre	299
Auf lange Sicht – Das heutige Dürreprogramm	301
Aus Erfahrung klüger – Die Dürre 1992	302
Den Regen fangen – Wassermanagement	305
Die Gefahr von nebenan – Dürre in Namibia	307
Pula!	310



*Simone Kosog*, geboren 1967 in Wanne-Eickel, 1987-1994 Studium der Germanistik und Politik an der Ruhr-Universität Bochum, daneben Praktikum und freie Mitarbeit für verschiedene Zeitungen und Magazine. 1994 bis 1996 Volontariat bei der WAZ, währenddessen Praktikum beim Magazin der Süddeutschen Zeitung. Seit März 1997: Redakteurin bei der WAZ, Ressorts „Wochenende“ und „Hochschule“.

## Es regnet! – Suche nach der Dürre

Der Regen läuft von den Dächern auf die Straßen; wo sie befestigt sind, fließt er weiter in den Abfluß, an anderer Stelle versickert er im Sand und hinterläßt tiefe Rinnsale, matschige Gehwege. Es schüttet im Oktober 1996 in Botswana, und das ist gut so. Früh beginnt in diesem Jahr die Regenzeit, die Bewohner sind optimistisch: Diese Saison wird eine erfolgreiche.

Botswana gehört neben den Sahelstaaten zu den dürrgefährdetsten Ländern Afrikas. Im Norden des Landes fallen immerhin noch bis zu 650 mm Regen pro Jahr, im Südwesten gerade 250 mm, in manchen Jahren fällt aber auch im ganzen Land kein einziger Tropfen. Immer wieder und ohne Ankündigung beginnt im Oktober die Regenzeit, doch die Menschen schauen vergeblich zum Himmel, November und Dezember ohne Regen folgen, Januar und Februar ohne Veränderung, so daß schließlich die nächste Trockenzeit anbricht, ohne daß die vorherige je geendet hätte.

Dürre, das heißt, daß es manchmal gar nicht regnet. Oder daß es zum Beispiel in der Stadt Kanye nur so schüttet und im nur 50 Kilometer entfernten Mosopa kein einziger Tropfen fällt. Oder, daß der Regen so spät im Jahr einsetzt, daß die Saat verdorrt. Dürre sieht mal so aus, mal so, die Einwohner Botswanas, die Batswana, haben zwei verschiedene Namen dafür. „Komello“ heißt Dürre und meint, daß das Land austrocknet, „leuba“ heißt Dürre und meint, daß heiße, trockene Luft über die Felder weht. Wenn „komello“ herrscht, ist die Lage ernst, bei „leuba“ ist sie richtig schlimm.

Es regnet. Botswana im Oktober 1996 hat einen leicht grünen Überzug, von Tag zu Tag wird es weicher, lieblicher. Die Bäume in der Mitte des Pula-Circle, einem Kreisverkehr im Stadtzentrum, bekommen die ersten Blätter, bald werden hier auch Blumen blühen. Pula heißt Regen, die zentrale Straße wurde nach dem zentralen Ereignis benannt.

Genauso verabschieden sich Redner von ihren Zuhörern, indem sie ihnen Regen wünschen. Pula! Und egal, ob es der Wochenend-Einkauf ist oder ein

neues Auto, gezahlt wird mit Regen. Der Pula ist die Landeswährung, nicht die Sonne, die hier sowieso immer scheint. Auch nicht der Diamant.

Der Zeitpunkt, an dem die ersten Diamanten gefunden wurden, war günstig für Botswana: Ein Jahr, nachdem die ehemals englische Kolonie unabhängig wurde, entdeckten die Batswana die Minen. Hätten sie sie eher gefunden – wer weiß, ob die Engländer die Unabhängigkeitsbewegung nicht gebremst hätten. Die Diamanten haben Botswana zu einem relativ wohlhabenden Land gemacht, mit politischer Stabilität und dem seit 1965 weltweit größten Zuwachs des Bruttoinlandproduktes. Mit einer rasend wachsenden Hauptstadt, deren Infrastruktur gut ausgebaut ist: Mit Krankenhäusern, Straßennetzen, Einkaufszentren, Bürokomplexen. Auch Wasser, heiß und kalt, aus dem Hahn ist eine Selbstverständlichkeit. Daß es Jahre gibt, in denen das Wasser knapp ist in Botswana, sieht man dem Land im Oktober 1996 nicht an.

Jedenfalls nicht der Stadt. Es grünt, blüht, dies ist der Sommer, unverkennbar. Kann es sein, daß die Dürre keine Spuren hinterläßt? Niemand spart mit Wasser. Gaborone hat hunderte von Swimmingpools, private Pools in umzäunten Hintergärten, die von ihren Besitzern peinlich genau aufgefüllt werden. Einen öffentlichen Pool gibt es in der Stadt übrigens nicht. Auch in den vielen Häusern, die die Regierung hat bauen lassen, ist Maßhalten nicht einkalkuliert. Die Toilettenspülung braucht Unmengen von Wasser, die Badewanne ist riesig, groß genug für eine ganze Familie, eine Dusche haben die wenigsten, viele Anlagen sind alt, die Hähne tropfen. – Draußen regnet es.

Auch auf dem Land, wo es in diesen Tagen große Überschwemmungen gegeben hat. Von Dürre ist auch hier nichts zu sehen, im Gegenteil: In Mahalapye, einem Ort im Osten des Landes, hat der Regen Schneisen gezogen und Hütten weggeschwemmt. Der Sand auf den Straßen steht hoch, die Autos kommen nicht vorwärts, geraten ins Schlingern. Wer in einem Ziegelhaus wohnt (was auch auf dem Land immer mehr Menschen tun), braucht sich keine allzu großen Sorgen zu machen, er muß allenfalls verwüstete Felder oder Obstgärten wieder herrichten. Aber unter den zahlreichen Menschen, die in traditionellen Lehmhütten leben, sind viele obdachlos geworden. Zwei alte Frauen sitzen vor den Resten ihrer Hütte, die kaum noch als Hütte zu erkennen ist: Ein Skelett aus senkrechten Baumstämmen, an denen noch etwas Lehm klebt, mit einem Strohgefledder, das mal ein Dach war. Daneben steht ein Zelt des Roten Kreuzes, Notbehausung für die beiden Alten. Sie sind dankbar dafür – aber ihre Mittagsmahlzeit kochen sie doch lieber vor ihrer alten Hütte, an die Reste der Lehmwand gelehnt.

## Ort des Jammerns – Old Naledi trägt die Spuren der Dürre

Auch in Old Naledi, dem Armenviertel von Gaborone, richtet der Regen Schaden an, wenn auch längst nicht in diesen Ausmaßen. In dem winzigen Haus, in dem Rantweesane Gontse wohnt, tropft es durch, notdürftig hat der

alte Mann versucht, undichte Stellen zu flicken, als das nicht funktionierte, hat er seine Matratze durch die Hütte geschoben, auf der Suche nach einer trockenen Stelle. Rantweesane Gontse ist erst vor wenigen Jahren nach Gaborone gekommen, vorher hat er mit seiner Familie in dem Dorf Thamaga gelebt, seine Frau und die Kinder sind immer noch dort.

Old Naledi also. In Hochglanzbroschüren über die Stadt stellt die Regierung stolz das moderne Regierungsviertel vor, die Statue des ersten Präsidenten Seretse Khama oder das Wildtier-Reservoir in der Nähe Gaborones. Sie preist die demokratischen Verhältnisse, das friedvolle Miteinander im Staat. Lebensqualität. Old Naledi spart sie gerne aus. Dies ist kein Vorzeigeobjekt, hier findet sich, was auf dem Land oder in anderen Stadtteilen zu dieser Zeit in diesem Jahr nicht zu sehen ist: Old Naledi trägt die Spuren der Dürre! Die meisten, die hier leben, sind vom Land gekommen, weil sie keine Arbeit, keine Lebensgrundlage mehr hatten – weil der Regen nicht kam. Die Dürre hat die Felder verdorren, die Rinderherden verhungern lassen. Die Existenz des Viertels ist direkte Folge vergangener Dürrejahre, und auch die kommenden werden sich hier niederschlagen: Dann wird die düstere Siedlung am Rande der Stadt weiter wachsen.

Wer hier nicht hingehört, sollte besser nicht alleine durchlaufen, abends schon gar nicht; wer hier hingehört, ist genauso gefährdet, hat aber keine Wahl. Die Kriminalität ist hoch, Menschen stänkern sich an, prügeln sich, bringen sich sogar um. Die Häuser stehen eng, sehr eng aneinander, manche sind aus Stein, andere irgendwie zusammengezimmert, aus alten Brettern, Wellblech. Wo der Lebensraum des einen anfängt und der des anderen aufhört, ist nicht festzumachen. Grenzen sind hier schon lange überschritten. Eine Familie wohnt zu zwölft in einer kleinen Hütte, zwei Frauen geben ihren Babys die Brust, Kinder spielen draußen vor der Tür; das geht, solange es trocken ist. Bei Regen werden die unbefestigten Sandwege schlickig, dann quetscht sich alles in die Hütte. Alle paar Meter stehen blaue Mülltonnen an den Straßen, aber Müll liegt auch woanders, überall; vor kurzem hat die Regierung elektrisches Licht installiert, aber das reicht lang nicht in jede verwinkelte Gasse.

Die Menschen kamen hierher, weil sie verzweifelt waren. Die Stadt erschien vielen als die Lösung! In der Stadt sind die Bedingungen besser, die ärztliche Versorgung, die Wassersituation, der allgemeine Service. In der Stadt sind die Gehälter höher – und zwar wesentlich: 1986 erhielten laut Daten der Weltbank achtzig Prozent der städtischen Haushalte ein monatliches Einkommen von mindestens 100 Pula, die damals etwas mehr als hundert Mark wert waren, aber nur 35 Prozent der ländlichen Haushalte. Dazu kommt, daß auch auf dem Land die Schneise zwischen Arm und Reich größer wird: Kriterium für Wohlstand ist dort vor allem die Zahl der Rinder – und der größte Teil der Rinder liegt in der Hand von immer weniger Menschen. Was nutzt den Menschen der Reichtum ihres Staates, wenn er so ungleich verteilt ist? Noch eine Zahl dazu: Ein Fünftel der Menschen, das reichste Fünftel, verdient zwei Drittel des Gesamteinkommens, das ärmste Fünftel dagegen nur 2,3 Prozent.

Die Städte wachsen, wachsen, wachsen. Nach dem Masterplan von 1963 sollte die Einwohnerzahl in Gaborone 1965 auf 3800 steigen und 1990 auf 20000. Schwer überschätzt! 1971 korrigierte die Regierung die Zahl: Jetzt ging sie von 72 000 Einwohnern im Jahr 1990 aus. Und blieb immer noch weit unter der realen Entwicklung: 1990 lebten in Gaborone 130 000 Menschen. Parallel dazu stieg die Arbeitslosenquote: Von 13 Prozent 1984 auf 21 Prozent 1994. So wie Rantweesane Gontse kommen viele Menschen vom Land in die Stadt, vor allem Männer, auf der Suche nach Arbeit, in der Hoffnung auf ihren Anteil am Wohlstand. Viele suchen vergeblich, aber was sollen sie tun? Als Gescheiterte in ihr Dorf zurückgehen? Und dort ihren Verwandten zur Last fallen? Also harren sie aus in der wohl trostlosesten Ecke Botswanas, einsam oder auf engem Raum zusammengepfercht, ohne Aufgabe, ohne Perspektive.

Rantweesane Gontse gehört noch zu denen, die es besser haben, ein bißchen wenigstens. Er hat in der Stadt Arbeit gefunden, lausig bezahlt, aber immerhin.

## Rantweesane Gontse – Eine ganz normale Geschichte

Rantweesane Gontse hat seine Geschichte erzählt, eine ganz normale Geschichte.

Ein Gespräch.

*Schmeckt's?*

Mhm! Es geht.

*Was essen Sie da?*

Das gleiche wie jeden Tag: Milliemeal, ein Brei aus Maismehl. Seit ich in der Stadt wohne, muß ich selber kochen. Das habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht. Ich habe Frau und zehn Kinder, und trotzdem muß ich in meinem Alter noch anfangen zu kochen, Wäsche zu waschen und zu putzen. Das Leben ist nicht fair.

*Sie haben keine Möglichkeit gefunden, in Ihrem Dorf zu bleiben?*

Wenn es eine gegeben hätte, wäre ich geblieben. Aber ich wußte nicht, wie ich meine Familie ernähren sollte. Die Dürre 1992 hat uns das Genick gebrochen. Es hat das ganze Jahr über nicht geregnet, die Wasserlöcher sind ausgetrocknet. Meine Rinder sind schwächer und schwächer geworden. Am Ende habe ich sie alle verloren: Die, die nicht verhungert sind, mußte ich verkaufen, um wenigstens etwas Geld zu bekommen. Es war furchtbar.

*Wieviele Rinder hatten Sie?*

Acht. Das klingt vielleicht nicht nach viel. Wir waren auch nicht gerade reich, aber wir hatten genug zu essen und waren glücklich. Wir waren angesehene Leute im Dorf.

*Sind Sie das jetzt nicht mehr?*

Die Nachbarn können einfach nicht verstehen, wie ein Mann aus dem Dorf weggehen und seine Frau und die Kinder allein zurücklassen kann. Sie haben ja recht: Ein Mann gehört zu seiner Familie. Wenn der Mann im Haus

ist, herrscht Respekt. Für meine Frau ist es jetzt sehr schwer, mit den Kindern fertigzuwerden, vor allem die kleinen machen einfach, was sie wollen.

*Wie alt sind Ihre Kinder?*

Mein jüngstes ist fünf und kommt bald in die Schule, das älteste ist dreißig. Ich habe sie alle seit Monaten nicht gesehen. Früher haben wir uns jeden Abend zusammen ums Feuer gesetzt.

*Und tagsüber?*

Jeden Morgen bin ich um halb sechs aufgestanden und zu den Rinderweiden hinausgegangen. Ich habe kontrolliert, ob mit den Rindern alles in Ordnung ist. Es kommt vor, daß sie von wilden Tieren angefallen werden oder daß sie die Felder der Nachbarn zerstören. Dann bin ich mit ihnen zum Wasserloch gegangen, wo ich die anderen Farmer getroffen habe. Ich kenne die Männer alle seit einer Ewigkeit, ich bin mit ihnen groß geworden. Wenn es dunkel wurde, habe ich mich auf den Heimweg gemacht, und so gegen neun Uhr bin ich schlafen gegangen.

*Dieser Rhythmus hat sich geändert.*

Jetzt arbeite ich nachts. Meine Schicht beginnt jeden Nachmittag um fünf und endet am frühen Morgen. Ich habe Arbeit als Nachtwächter bei einer Firma hier in Gaborone gefunden.

*Das klingt gefährlicher als Rinder hüten.*

Es ist nicht ganz ohne Gefahr, aber richtig gefährlich ist das Leben eigentlich nur in dem Viertel, in dem ich lebe, in Old Naledi. Da kann man abends nicht allein auf die Straße gehen! Was glauben Sie, warum ich meine Familie nicht mitgenommen habe? Old Naledi ist kein Platz für Kinder. Die Menschen hier sind aggressiv! Fast alle sind einmal vom Land in die Stadt gekommen, um Arbeit zu finden. Sie haben geglaubt, hier ein besseres Leben führen zu können, und dann sind sie von allen Seiten abgewiesen worden. Jetzt hängen sie den ganzen Tag herum, trinken zuviel – ständig gibt's Schlägereien.

*Waren Sie selbst schon mal in Gefahr?*

Bisher noch nicht, aber ich habe schon einiges mitbekommen. Erst vor ein paar Tagen bin ich fast in eine Messerstecherei gelaufen, bei der ein junger Mann getötet wurde. Wenn es irgendwie geht, versuche ich, den Kontakt zu den Menschen hier zu vermeiden.

*Sie führen ein einsames Leben.*

Was soll ich machen? Ich sitze Tag für Tag alleine vor meiner Hütte. Drinnen ist es zu eng und zu heiß. Ich habe nur einen winzigen Raum, in dem ich koche, schlafe, wasche. Und jetzt regnet es auch noch durch.

*Verdienen Sie wenigstens so viel, daß sich das alles lohnt?*

Im Monat sind es knapp 130 Mark. Das ist natürlich zu wenig. Aber ich bin froh, überhaupt einen Job zu haben. Außerdem habe ich keine Wahl. Würde ich aufhören, müßte meine Familie hungern.

*Das heißt, daß Sie nie mehr zurückkehren können?*

Das wäre schrecklich! Ich hoffe, daß meine Kinder bald genug Geld verdienen, um die Familie zu ernähren. Dann lasse ich hier sofort alles stehen.

Wissen Sie, ich habe nie gedacht, daß mir so etwas einmal passieren könnte. Ich war mein ganzes Leben lang Farmer, genau wie mein Vater und mein Großvater und alle meine Brüder. Dies hier ist kein Leben für mich.

„*Old Naledi*“ bedeutet „*Alter Stern*“...

... und ist ein völlig unpassender Name. Dieser Ort hat nichts von einem Stern. Da ist nichts, was glänzt und leuchtet in Old Naledi. Es ist ein trauriger Ort, niemand lebt hier freiwillig. Die Menschen hier sind arm, manche Familien leben zu zehnt in einer Hütte. Botswana ist stolz auf seinen Fortschritt und seinen Wohlstand, aber dies hier ist der Schandfleck Botswanas.

*Wüßten Sie einen besseren Namen für Old Naledi?*

Hmmm ... keine Ahnung ... „Rankuwe“ würde passen: „Ort des Geschreis, des Jammerns und des Heulens.“

Die Dürre ist da in Botswana. Wenn auch in diesem Jahr die Ernte üppig ausfallen wird und die Rinder wohlgenährt sind, die Dürre hat ihre Spuren hinterlassen, sie hat die Menschen geprägt. Das Leben der Landbevölkerung ist eng mit dem Wetter verknüpft, jedes Jahr aufs neue kann die Dürre Schicksale bestimmen, vernichten.

Selbst diejenigen, die in der Stadt wohnen, auch jenseits von Old Naledi, sind ganz persönlich betroffen, denn ihre Wurzeln liegen in den Dörfern. Sehr wahrscheinlich, daß die Bindungen von Generation zu Generation loser werden, aber im Moment ist noch repräsentativ, was der junge Journalist Charles Modise sagt: „In Gaborone arbeite ich, in Malapye lebe ich.“ Das ist so wörtlich gemeint, wie es gesagt ist und könnte von fast allen Batswana stammen. Sie sind nicht unglücklich in der Stadt, hier verdienen sie ihr Geld und sie haben vielleicht einen Job, der ihnen Spaß macht. Aber sie nutzen Wochenenden, Feiertage, Ferien, um nach Hause zu fahren, dort mit Verwandten zusammensitzen, Freunde zu treffen. Bleibt der Regen aus, sind sie genauso betroffen, nicht nur, weil die Familie von ihnen finanzielle Unterstützung in der Not erwartet, sondern weil sie selbst hier ihre tiefen Wurzeln haben.

Seit Menschen in dieser Region leben, mußten sie auf Dürre-Zeiten reagieren, auf alle erdenklichen Arten. Sie haben Opfer gebracht und Regenzeremonien abgehalten, später hat der Stammesführer in der Not Lebensmittel ausgegeben, dann hat die Regierung diese Aufgabe übernommen.

## Laß es regnen! – Traditionelle Antworten

Viele Batswana wissen noch eine ganze Menge über die Traditionen ihres Volks; teilweise aus den Berichten ihrer Eltern und Großeltern, teilweise aber auch aus eigenen Erfahrungen. Denn mancher Brauch hat noch Bestand. So sind die Stammesführer auch heute noch, in der modernen Demokratie Botswanas, wichtige Personen. Sie sitzen beispielsweise dem



Kgotla, einem traditionellen Gericht vor, in dem noch immer wichtige Entscheidungen gefällt werden.

Die Schilderungen im folgenden Kapitel beruhen hauptsächlich auf Gesprächen mit den Menschen sowie auf den Studien Isaac Schaperas, Professor für Anthropologie, der die Lebensgewohnheiten der Tswana untersucht hat (Schapera, Isaac: *Rainmaking Rites of Tswana Tribes*, Leiden: Afrika-Studienzentrum, 1971), und einem Vortrag von R.K. Hitchcock über die Dürre im historischen Kontext, ausgearbeitet für die Botswana Society.

## Ein Opfer für die Götter – Regenzeremonien

Eine der ersten in Botswana dokumentierten Dürrezeiten war die von 1845 bis 1851, aufgezeichnet von David Livingstone. Der Missionar lebte damals unter dem Stamm der Bakwena in der Nähe der heutigen Hauptstadt Gaborone. Livingstone berichtet von einer schlimmen Hungersnot, während der die Männer den größten Teil des Tages mit der Jagd verbrachten, die oft erfolglos verlief, und Frauen und Kinder Pflanzenwurzeln sammelten. Im Januar 1849, so Livingstone, hatte sich die Situation so zugespitzt, daß sich die Menschen das folgende halbe Jahr ausschließlich von Heuschrecken ernähren mußten. Professionelle Regenmacher wurden herbeigeholt, die durch verschiedene Zeremonien versuchten, die Dürre zu beenden. So bat ein Regenmacher um die Erlaubnis, ein Kind, das im Jahr zuvor gestorben war, zu exhumieren und Teile seines Körpers zu Medizin zu verarbeiten, um damit Regen hervorzurufen.

Zu Livingstones Ansehen trug die Dürreperiode nicht gerade bei. Die Menschen, die ohnehin schon skeptisch waren, machten ihn und den christlichen Glauben für ihre Situation verantwortlich. Verstärkt wurde ihre Haltung dadurch, daß der bekannte Regenmacher Sechele zum Christentum übergang und seine traditionellen Praktiken aufgab. Damals war es eine der wichtigsten Aufgaben eines Stammesführers, Regen herbeizuholen. Sein Ansehen hing davon ab, ob ihm dies in ausreichendem Maße gelang.

Als Livingstone den Stamm schließlich verließ, zogen die Bakwena unmittelbar fort, an einen Ort, den sie für geeigneter hielten. Nicht lange, nachdem der Missionar abgereist war, begann es zu regnen.

Regenmacher gehörten damals zu den Medizinern, deren Hauptaufgabe es zwar war, kranke Menschen zu heilen, die daneben aber Spezialisierungen hatten: Menschen gegen Hexerei immun zu machen, verwitwete Frauen zu „reinigen“, kinderlose Frauen fruchtbar zu machen, die Heuschrecken von den Feldern zu vertreiben. Regen herbeizuholen war unter allen Spezialisierungen die höchste. Nur wenige Menschen waren ausgewählt, dieses Handwerk zu lernen: die Stammesführer oder die Nachfolger früherer Regenmacher.

Traditionell wurde der Beginn der neuen Aussaat mit einer Regenzeremonie eingeleitet: Der Stammesführer wies Männer an, die Stammesgrenzen abzustecken, dann wurde der Regentopf mit Medizin gefüllt:

bestimmte Pflanzen kamen hinein, dazu Teile eines frisch geschlachteten schwarzen Schafes – schwarz wie die Farbe der Regenwolken – und Wasser. Der Regenmacher verrührte die Zutaten und schickte Kinder aus, die Medizin auf Wege und Felder zu sprengeln. Auf ihrem Rückweg sangen sie Regenlieder. Ein weiterer Teil der Medizin wurde verbrannt, um Wolken zusammenzuholen.

Blieb der Regen aus, hielt das Volk weitere Zeremonien ab, zum Beispiel die Regenjagd. Männer des Stammes zogen aus, um für den Regenmacher eine Antilope zu jagen. Der Regenmacher riß dem lebendigen Tier ein Büschel Haare aus. Dann wusch er das Tier mit der Mixtur aus seinem Regentopf und wartete darauf, daß es urinierte. Tat es dies schnell, war das ein Zeichen dafür, daß der Regen bald kommen würde. Urinierte es nicht, hieß das, der Regen würde schwer zu finden sein. In dem Fall schnitt der Regenmacher der Antilope die Kehle durch und bat einen Assistenten, sie zu häuten. Während das Fleisch kochte, entzündete der Regenmacher bestimmte Pflanzen im Feuer unter dem Topf, besprengte sie mit Regenwasser und warf die Haare hinein, die er der Antilope ausgerissen hatte, so daß große Rauchwolken entstanden. Anschließend aßen alte Männer und junge Frauen das Antilopenfleisch, der Regenmacher schüttete Wasser in ihre Hände, mit dem sie ihr Gesicht wuschen. Auch die Tierknochen wurden mit Wasser gewaschen und zu Asche verbrannt, damit Rauch entstand, der Richtung Meer ziehen und Wolken herbeiholen sollte. Regnete es auch dann nicht, wurden weitere aufwendigere Zeremonien eingeleitet. Auch Menschenopfer soll es gegeben haben.

Den Missionaren, die später durchs Land zogen, gefielen diese Praktiken erwartungsgemäß gar nicht. Sie versuchten, die Batswana zum christlichen Glauben zu bekehren und die Rituale auszurotten. An die Stelle der jährlichen Zeremonie setzten sie einen Tag des Gebetes. Das Volk indes blieb skeptisch, vor allem in Dürrezeiten griff es oft auf die alten Bräuche zurück. Was auch immer sie bewirkten, zumindest gaben sie dem Volk Hoffnung und Vertrauen, sie verhinderten, daß in schweren Zeiten Panik ausbrach.

„Ein reiner Aberglaube, das ist höchstens was für alte Leute“, sagt Bogwera O’Seisaphoko, Farmer in Malapye heute – wie die meisten seiner Landsleute. Die Regenzeremonien werden schon lange nicht mehr praktiziert, zumindest nicht im großen Rahmen, zumindest nicht offiziell. Von Einzelfällen aber, in denen die Batswana auf die traditionellen Methoden zurückgreifen, hört man immer wieder. In den Zeitungen bieten Wunderheiler per Kleinanzeige ihre Dienste an. Vor Gericht wurde gerade erst gegen einen Mann verhandelt, der ein Kind für Regenzeremonien getötet haben soll.

Die botswanische Schriftstellerin Bessie Head hat das Thema erschreckend eindringlich in ihrer Erzählung „Auf der Suche nach dem Regengott“ aufgegriffen: Die Autorin schildert eine sieben Jahre anhaltende Dürre, die 1958 einsetzte. „Als es auf das siebte Jahr zuing, war der Sommer zum Alptraum geworden. Die Luft enthielt nicht die geringste Feuchtigkeit, sie war so trocken, daß sie die Haut verbrannte. [...] Zu

Beginn des Sommers verließen etliche Männer ihre Frauen und erhängten sich an den Bäumen [...] Nur die Medizinmänner, Scharlatane und die Geisterbeschwörer scheffelten Geld, weil die Leute in ihrer Verzweiflung kleine Talismane und Kräuter kauften, mit denen sie ihre Pflüge einrieben, damit die Saat aufgehen und der Regen kommen sollte.“

Die Familie des alten Mannes, von der Bessie Head erzählt, tut nichts, als einfach nur dazusitzen und auf den Regen zu warten, mit Nerven, zum Zerreißen gespannt. Nur die Kinder spielen in der Ecke mit ihren Puppen. Irgendwann brechen die Frauen zusammen: Sie stoßen Nacht für Nacht ein seltsames Geheul aus, rasen, als hätten sie den Verstand verloren. Schließlich erinnert sich der alte Mann an eine alte Tradition. „Es gab da einen Regengott, dem nur Kinder als Opfer dargebracht werden können... Als alles vorbei war und die Leichen der beiden Mädchen auf den Feldern verstreut lagen, fiel immer noch kein Regen.“ Statt dessen packte die ganze Familie ein tiefes Grauen.

Den Leuten im Dorf sagten sie, die Mädchen seien draußen im Feld gestorben, man habe sie sofort begraben. „Aber die Leute sahen die verstörten aschgrauen Gesichter, und allerlei Gerüchte kamen in Umlauf.“ Auch der Polizei erzählte die Familie dieselbe Geschichte, doch als die Polizisten die Gräber sehen wollten, brach die Mutter zusammen und gestand alles. „Den ganzen schrecklichen Sommer über hing die Geschichte der beiden Kinder wie eine dunkle Wolke über dem Dorf, und daran änderte sich nichts, als die zwei Männer der Familie wegen Ritualmords zum Tode verurteilt wurden. [...] Der Druck, die Angst vor dem Hungertod, wurden vor Gericht nicht berücksichtigt, aber alle, die von ihren Feldern lebten, wußten in ihrem Herzen, daß sie nur um eine Haaresbreite dem Schicksal dieser Familie entgangen waren. Auch sie wären fähig gewesen zu töten, um den Regen fallen zu lassen.“

## Jeder kann ein Onkel sein – Strategien der Nomaden

Vor der Kolonialzeit waren die meisten Tswana-Stämme, die Vorfahren der heutigen Batswana, Selbstversorger. Entweder sie lebten von Ackerbau und Viehwirtschaft, oder sie zogen als Sammler und Jäger in kleinen Gruppen durchs Land. Vor allem in der Halbwüste Kalahari, die zu trocken ist, um sie zu bepflanzen und dort sesshaft zu werden, ernährten sich die Menschen von dem, was sie in der Natur fanden. Nur die hohe Mobilität sicherte unter den Extrembedingungen das Überleben. In Dürrezeiten versammelten sie sich um die Salzpflanzen im Nordwesten Botswanas, die permanent Wasser enthielten oder versorgten sich mit dem Saft aus Melonen und Pflanzenwurzeln. Da die Regenfälle innerhalb des Landes sehr stark schwanken, war es für die einzelnen Stämme überlebenswichtig, in Dürrezeiten in andere Gebiete wandern zu können. So baute die Gemeinschaft eine Reihe sozialer Strategien auf, die ihr Eintritt in das Territorium anderer Stämme verschafften: Junge Frauen und Männer von weit entfernten Stämmen wurden

einander versprochen. Eine Absprache mit unverbindlichem Charakter: Die Ehe konnte geschlossen werden – z.B. wenn in einem der Gebiete der Regen ausblieb –, mußte aber nicht. Und ein ausgeklügeltes Verwandtschaftssystem machte alle zu Verwandten, die den gleichen Namen trugen. Es konnte von Nutzen sein, Onkel, Tante, Nefte oder Nichte in Gebieten zu haben, in denen es genug Wasser gab.

Auch auf der Basis des Handels knüpften die Tswana an ihrem sozialen Netz. Bei den Sarwa in Ngamiland beispielsweise war es Regel, daß jemand, der ein Geschenk bekam, in der Schuld des Schenkers stand. Irgendwann einmal mußte er sich in irgendeiner Form revanchieren. Zum Alltag gehörte auch, daß häufig verliehen und geborgt wurde, daß man seine Jagdbeute miteinander teilte. Solche Verbindungen sicherten das Überleben.

## Der arme Mann zahlt mit der Nadel – Strategien der Farmer

Auch die sesshaften Tswana-Stämme hatten ihre Regeln. Sie gründeten ihre Siedlungen in der Nähe des Wassers. Sie ernährten sich teils von den Erträgen ihrer Felder, teils von der Rinderzucht, so wie heute auch noch. Damals nutzten die Farmer die Wasserstellen und Weiden gemeinsam, streng kontrolliert vom Stammesführer, der Anweisungen für alles gab, wann ein Brunnen gebaut werden sollte, wo ein Damm anzulegen war.

Bevor die einzelnen Bauern sich um ihre eigenen Felder kümmern durften, hatten sie die Pflicht, die Felder des Stammesführers zu bestellen, zu versorgen, abzuernten. Die Erträge wurden in großen zentralen Speicherräumen gelagert. Dort landeten auch die Abgaben, die die Bewohner in guten Jahren entrichten mußten. Auch mit dem restlichen Anteil der Ernte durften sie nicht machen, was sie wollten. Erst, wenn der Stammesführer sichergestellt hatte, daß im folgenden Jahr keine Lebensmittel-Knappheit drohen würde, durften sie das Getreide an Händler verkaufen. Damit sollte verhindert werden, daß die Menschen in guten Zeiten einen viel zu großen Teil ihrer Ernte verkauften und später, in schlechten Jahren, nichts mehr zu essen hatten oder Getreide hinzukaufen mußten – zu weit höheren Preisen.

Auch von den Getreidespeichern profitierte die Gemeinschaft in Dürrejahren. Der Stammesführer verkaufte das Getreide dann weit unter dem üblichen Marktpreis, den Armen gab er es umsonst. Wer nicht zahlen konnte, aber körperlich fit war, bekam seinen Anteil gegen Arbeit: „Modidi o lefa ka lomao“ – Der arme Mann zahlt mit der Nadel. Heute, im modernen Botswana, handelt die Regierung gar nicht so viel anders, wie sich später noch zeigen wird. Sie gibt Lebensmittelrationen an die Bedürftigen aus und hat ein Arbeitsprogramm für Zeiten der Dürre aufgebaut.

Die Unabhängigkeit früherer Zeiten allerdings, die Selbstversorgung der bäuerlichen Gemeinschaft, erreicht sie nicht mehr. Ohne Lebensmittel-Importe kommt Botswana heute nicht aus. Verbesserte medizinische Ver-

sorgung und gleichzeitig unzureichende Geburtenkontrolle hat zu großem Bevölkerungswachstum geführt. Wo mehr Menschen sind, sind mehr Lebensmittel nötig, auch für die Städter, die sie nicht mehr selbst erwirtschaften. Auf dem Land reichen die wassernahen, ertragreichen Anbaugelände längst nicht mehr für alle, so daß die Menschen in trockenere Gegenden ziehen müssen, oder die Landwirtschaft ganz aufgeben.

Auch heute hat Botswana indes noch seine Stammesführer, die weiterhin geachtet sind und Einfluß haben. So stellten sich die Führer im Norden des Landes 1990 geschlossen gegen die Pläne der Regierung, den Fluß Okavango anzuzapfen und über einen Damm Wasser für die Stadt Gaborone zu gewinnen. Die Regierung gab ihren Plan auf. „Sicher hätten wir weitermachen können, aber wir hätten das ganze Land gegen uns gehabt“, sagt Moremi Sekwale, der damals Leiter des Projektes war.

Gemeinschaftsfelder werden heute nicht mehr bestellt. „Natürlich hilft man sich immer noch in Zeiten der Dürre, aber die Unterstützung durch die anderen Bewohner oder Stammesführer geht über ein gewisses Maß an nachbarschaftlicher Hilfe nicht hinaus“, sagt der Bauer Bogwra O’Seisaphoko. Es sei denn, man gehört zur Familie. Manche Leute, vor allem die älteren Batswana, beklagen zwar, daß der Familienzusammenhalt mehr und mehr nachlasse, aber prinzipiell gilt auch heute noch: Familienangehörige kommen füreinander auf. Der Kinderreichtum vieler Familien ist Basis für eine spätere Absicherung. Das System hat seine guten Seiten, in der Not, im Alter können die Menschen mit Hilfe rechnen, sie vereinsamen nicht so schnell, wie es in westeuropäischen Ländern oft der Fall ist, sie werden nicht abgeschoben.

Es hat seine schlechten Seiten: Kinder haben eine große Verantwortung für ihre Familie, die sie in ihrer eigenen Entwicklung hemmen kann. Kagiso Motibi zum Beispiel, ein junger Journalist in Gaborone, kündigte seine Stellung bei der Wochenzeitung Mmegi, obwohl er sich dort sehr wohl gefühlt, obwohl er mit großer Begeisterung im Journalismus gearbeitet hatte. Statt dessen arbeitete er nun in der Öffentlichkeitsarbeit für die Botswanische Regierung: Ein Job, der ihn längst nicht so begeisterte, der aber besser bezahlt wurde. So konnte er mehr Geld an seine Eltern schicken. Er selbst lebte eher sparsam. „Ich könnte mir nicht vorstellen, daß ich vielleicht ein Auto fahre, während sich meine Mutter nur eine Mahlzeit am Tag leisten kann.“

Die Forderung vieler Bürgergruppen und Organisationen an die Regierung, endlich die Altersversorgung zu übernehmen, blieb bisher fast ungehört. Immerhin: 1996 zahlte der Staat erstmalig Geld an alle Rentner aus, jeden Monat bekommen sie nun 50 Pula, etwa 25 Mark. Ein Anfang.

An anderer Stelle hat die Regierung schon lange spürbar eingegriffen: In Dürrejahre hat sie große Hilfsprogramme geschaltet. Sowohl in der Kolonialzeit als auch im unabhängigen Botswana haben die Menschen auf dem Land Unterstützung bekommen. Auch in den 60er Jahren war dies so, die vielen Batswana als schlimme Dürrezeit in Erinnerung sind. Im folgenden Kapitel habe ich neben den Erzählungen der Menschen auch Berichte der Regierung berücksichtigt.

## Bis der Regen kommt – Antworten der Regierung Das große Rindersterben – Die Dürre der 60er Jahre

1960 waren die ersten Merkmale der bevorstehenden Dürre sichtbar. Im Jahresbericht der damaligen Kolonialregierung hieß es: „Der fehlende Regen während des ersten Quartals des Jahres brachte ernste Anzeichen von Dürre hervor, die bis zur Mitte des Winters praktisch im ganzen Land sichtbar waren. Als sich die Bedingungen weiter verschlechterten und Wasserquellen austrockneten, konnte man große Wanderbewegungen der Tiere beobachten, die auf der Suche nach Wasser und Weidemöglichkeiten waren. Dadurch verschlechterte sich aber die Situation an den wenigen Wasserlöchern. Im schlimmsten Fall trockneten sie aus, so daß die Tiere teilweise nur mit feuchter Nahrung auskommen mußten.“ Doch dann fiel im November fast im ganzen Land ausreichend Regen, und die Menschen waren zunächst beruhigt.

In der folgenden Saison 1961/62 blieben die Regenfälle jedoch weit unter dem Durchschnitt. So konnte nur ein kleiner Teil der Felder bebaut werden, große Mengen von Sorghum und Mais wurden importiert, in den am schlimmsten betroffenen Gebieten wurden Schulkinder und bedürftige Familien mit Lebensmittel-Rationen versorgt. In den folgenden drei Jahren fiel jeweils im Oktober und November Regen, schon im Dezember ließ er aber wieder nach, und im Januar war die Hitze im ganzen Land immens. Zwar fiel noch Regen im März und April, aber der kam für die Landwirtschaft schon zu spät. Immerhin hatten zu dieser Zeit die Rinder noch genug zu fressen. Doch dann verschlechterten sich die Bedingungen weiter. Durch starke Frosteinfälle 1964 starben die meisten Pflanzen ab, die Nahrung der Tiere, so daß sich im folgenden Jahr die Zahl der Rinder in einigen Regionen um 25 Prozent verringerte.

Im Mai 1965 wurde die Lage schließlich bedrohlich: In einigen Gebieten hatten die Farmer nun schon sechs Jahre lang kein Getreide mehr angebaut, ihre Lebensmittelreserven waren entweder kurz vor dem Ende oder bereits aufgebraucht, die Rinder in einem erbärmlichen Zustand, so daß auch die Schlachtpreise immer schlechter wurden. Das Kabinett wartete nicht länger: Es bat die internationalen Staaten um Unterstützung. Verschiedene Gründe ließen die Hilfe allerdings erst im September 1965 eintreffen, vor allem hatten Streiks der Dockarbeiter in den USA die Getreidelieferungen verzögert. Auch im nächsten Jahr kam der Regen spät, aber im Februar 1966 brach die Dürre endlich.

Bereits 1961 hatte sich die Maul- und Klauenseuche unter den Rindern ausgebreitet. Auf der Suche nach Futter und Wasser legten die Tiere viel größere Strecken als üblich zurück, so daß sich die Seuche schnell übertragen konnte, die Rinder konzentrierten sich auf wenige Wasserstellen, zudem waren die geschwächten Tiere wesentlich anfälliger.

Auch die Wildtiere starben an Wassermangel. Ein Augenzeuge erinnert sich, daß damals Hunderttausende von Gnus starben. „Geschwächt ließen

sie sich von Jägern mit dem Speer erlegen, ohne wegzulaufen. Bestimmte Tierarten verschwanden ganz – weil sie gejagt wurden, aber vor allem aus Wassermangel. Zebras und Giraffen verließen den Osten Ngwatos, Wasserböcke wanderten aus Ngotwane ab und die Säbelantilopen von den Tati-Farmen.“

Die Rinderpopulation war von 1350000 vor Ausbruch der Dürre auf 900 000 im Jahr 1966 gesunken. Nach Ansicht Alac Campbells von der Botswana Society richtete die anhaltende Trockenzeit infolge der starken Überweidung besonders großen Schaden an: „Die Zahl der Rinder hat sich seit den 30er Jahren verdoppelt, ohne daß die Weidefläche in ausreichendem Maße gewachsen ist. So entstand in kurzer Zeit ein Mangel an Futter, die Tiere wurden geschwächt.“ Anstatt jedoch das Vieh möglichst schnell zu schlachten und wenigstens noch etwas Geld dafür zu bekommen, hätten viele Farmer zu lange gewartet, so daß die Tiere letztendlich zu schwach gewesen seien, um sie zu transportieren. Sie starben auf den Feldern.

Die Hilfeleistung der Regierung bestand anfangs hauptsächlich darin, ein Ernährungsprogramm zu intensivieren, das sie schon seit einigen Jahren aufgebaut hatte. Vor allem Vorschulkinder, Schulkinder und schwangere Frauen bekamen Nahrungsmittel. Darüber hinaus baute 1962/63 das Oxford Committee for Famine Relief (Oxfam) einen Hilfsfond auf, um Sorghumsamen für die Farmer kaufen und Landwirtschaftstraining anbieten zu können. Ab August 1964 importierte der Staat 500 Tonnen „maluti meal“, ein Mehl, das einen bestimmten Anteil Proteine, Fette und Kalzium enthält. Ernährungswissenschaftler der USA reisten im September und Oktober 1964 durchs Land und stellten fest, daß die Ernährungssituation besser war als erwartet. Die meisten Menschen hatten im Durchschnitt 170 Gramm Mehl und einige Proteine zur Verfügung.

Im April 1965 schließlich, als sich die Lage noch weiter zuspitzte, gründete die Regierung einen nationalen Hilfsfond. In den am schlimmsten betroffenen Gegenden etablierte sie Zentren, in denen sie Lebensmittel austeilte. In den folgenden Monaten wurden 23 000 Menschen durch den Fond ernährt. Erste Priorität war, zu verhindern, daß Menschen durch die Dürre starben; die zweite, Unterernährung so gering wie möglich zu halten; drittens: Arbeitsmöglichkeiten für die Landbevölkerung zu schaffen, damit diese Geld verdienen und Lebensmittel kaufen konnte; viertens: die Rinderindustrie vor dem Zusammenbruch zu retten. In diesem Zusammenhang startete die Regierung auch eine Kampagne, die vor den Gefahren der Überweidung warnte. Fünftens wollte man so schnell wie möglich wieder eine funktionierende Landwirtschaft aufbauen – was nicht einfach war.

Auch damals schon verließen immer mehr Menschen ihre Dörfer in der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen in der Stadt. Um so wichtiger war es, die Hilfe direkt vor Ort zu leisten und die Menschen erst gar nicht dazu zu verleiten, in die Städte zu kommen. Und die Regierung etablierte ein „Food-for-work“-Programm in den Dörfern. Die Menschen bekamen Lebensmittel gegen ihre Mitarbeit an verschiedenen Projekten. Klassen-

räume wurden auf diese Weise gebaut, Lehrerunterkünfte, kleine Dämme und Straßen. Anfangs lief die Arbeit nicht besonders gut, da die Projekte schlecht organisiert waren und geschulte Arbeiter fehlten. Später änderte sich das, so daß die Infrastruktur auf dem Land entscheidend verbessert wurde und gleichzeitig viele Menschen Arbeit fanden. Auf dem Höhepunkt 1966 waren 686 Projektleiter und 37000 Arbeiter beschäftigt.

Prinzipiell aber sei die Administration schlecht vorbereitet gewesen und habe zu spät reagiert, sagt Alac Campbell von der Botswana Society. Die Anzeichen für eine bedrohliche Entwicklung seien schon früh erkennbar gewesen, doch selbst, als die Dürre 1965 ihren Hochpunkt erreicht hatte, habe die Regierung keine wirkungsvollen Maßnahmen ergriffen. Erst als die größte Gefahr vorbei war, sei es dem Staat endlich gelungen, tatsächlich zu helfen.

Bereits 1968 kam die nächste Dürre nach Botswana und die Regierung beschloß, eine ständige Kommission einzusetzen, die die Dürre-Bedingungen erforschen und die Entwicklung beobachten sollte, so daß in Zukunft rechtzeitig Maßnahmen getroffen werden konnten.

## Auf lange Sicht – Das heutige Dürreprogramm

Ausgerechnet im letzten Jahr der schlimmen Dürreperiode der 60er Jahre, 1966, als das Land schwer angeschlagen war, wurde Botswana unabhängig. So war die neue Regierung von Anfang an gezwungen, sich mit der Situation auseinanderzusetzen; das sollte sich auch nicht wesentlich ändern. Von den 30 Jahren, in denen der unabhängige Staat Botswana nunmehr besteht, waren 20 Dürrejahre. Seit Beginn der 80er hat die Regierung, basierend auf dem schon vorgestellten Konzept, ein umfassendes Hilfsprogramm mit drei Schwerpunkten aufgebaut:

1. Nahrungsmittel zu verteilen, gestaffelt nach Bedürftigkeit. Absicht ist nicht, den gesamten Nahrungsmittelbedarf der Landbevölkerung zu decken, sondern nur einen Zuschuß zu geben, der die Mehrkosten für Lebensmittel decken soll, die die Menschen durch den Verlust ihrer Ernte ausgeben müssen.

2. Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, um der ländlichen Bevölkerung Verdienstmöglichkeiten zu bieten und gleichzeitig die Infrastruktur auf dem Land auszubauen. So wurden in weit größerem Maße als schon in den 60ern Dämme gebaut, Straßen angelegt, Feuerschneisen und sanitäre Einrichtungen errichtet. Die Projekte sind so angelegt, daß die Arbeiter, sobald der Regen kommt, unmittelbar zu ihren Feldern zurückkehren und sich von einem Tag auf den anderen wieder der Landwirtschaft widmen können.

3. Das Vermögen der Menschen zu schützen, indem beispielsweise das Vieh geimpft und zusätzliches Futter ausgegeben wird.

Jahr für Jahr wurde das Programm durch die Erfahrungen, die man gewonnen hatte, modifiziert. Die wichtigste Erkenntnis, die sich im Laufe der Zeit herauskristallisierte: Die Infrastruktur auf dem Land muß weiter-



entwickelt werden, um den Menschen dort Anreize zu bieten, um ihre Lebensqualität zu steigern. Gleichzeitig versuchte man, die Dürreanfälligkeit zu mildern und gegen die Landarmut vorzugehen. Entscheidend ist nach Ansicht Alac Campbell aber vor allem, mit der Dürre zu rechnen. „Die Menschen müssen lernen, daß die Dürrejahre die normalen und die regenreichen Jahre die Ausnahme sind.“ Nur dann seien sie motiviert vorzubeugen: Dürrebeständiges Getreide zu pflanzen, Methoden der Wassergewinnung zu entwickeln oder Nahrungsmittelspeicher anzulegen, wie dies ja bereits die Stammesführer in der Vergangenheit getan haben.

In gewisser Weise steht also die heutige Dürrehilfe in einer Linie mit der traditionellen. Auch damals traf der Stammesführer in guten Jahren Vorsorge, indem er einen Teil des Getreides speicherte und in schlechten Zeiten an die Bevölkerung verteilte: umsonst an die Armen, an die anderen Dorfbewohner gegen wenig Geld oder gegen Arbeit. Das heutige Drought-Relief-Program (Dürre-Hilfsprogramm) der Regierung muß notgedrungen über die lokal begrenzte, überschaubare Hilfe hinaus führen, das macht es komplizierter. Die heutige Hilfe findet auf Landesbasis statt, sie muß daher stark institutionalisiert sein und braucht eine ausgebaute Infrastruktur.

Dürremanagement wird mittlerweile von mehreren Ministerien gemeinsam betrieben, im Inter-Ministerial Drought Committee (IMDC) sitzen unter anderem Vertreter des Finanz-, des Landwirtschafts- und des Gesundheitsministeriums. Das Komitee sammelt Informationen und berät die Regierung, anhand eines Frühwarnsystems versucht es, so schnell wie möglich auf eine bevorstehende Dürre zu reagieren. Es organisiert die Forschung und bringt Forschungsergebnisse in die aktuellen Programme ein.

## Aus Erfahrung klüger – Die Dürre 1992

Kaum drei Jahre nachdem Botswana eine sechsjährige Dürreperiode von 1981 bis 1987 überstanden hatte, kündigte sich die nächste Dürre an. Die Saison 1989/90 endete mit Regendefiziten, im nächsten Jahr kam der Regen zu spät für die Landwirtschaft und im folgenden Sommer lag die Regenmenge weit unter dem Soll. In den meisten Regionen fielen gerade 30 bis 60 Prozent der durchschnittlichen Niederschläge. So konnten die Farmer nur einen geringen Teil der Felder bestellen, die Ernte fiel mäßig aus, Menschen und Tiere litten unter akutem Wassermangel.

Am 29. März 1992 erklärte die Regierung das ganze Land zum Dürre-Notstandsgebiet und leitete eine Reihe von Maßnahmen ein, die zum großen Teil in Langzeitprogrammen verankert waren: Kinder bis zum Alter von fünf Jahren und Bedürftige bekamen Nahrungsmittelzulagen, die Dörfer bekamen Geld und materielle Hilfe, um die Trinkwasserversorgung sicherzustellen. Farmer, die weniger als 500 Rinder besaßen, bekamen Zuschüsse, um Brunnen zu graben und Viehfutter zu kaufen. Aufgrund der letzten, eben erst überstandenen Dürreperiode und der schlechten Ernten

der letzten Jahre waren die Getreidespeicher kaum gefüllt, Botswana mußte für große Summen Getreide auf dem Weltmarkt kaufen, um die Menschen des Landes ernähren zu können. Unglücklicherweise waren die internationalen Preise gerade zu diesem Zeitpunkt aufgrund von Mißernten in den USA ungeheuer hoch.

In noch weit größerem Maße als schon in den 80er Jahren wurden Arbeitsprogramme eingeleitet. Allein im ersten Jahr entstanden 3000 Projekte mit 100000 Stellen, die in einem Rotationssystem besetzt wurden, so daß zahlreiche Menschen beschäftigt wurden. In den 80er Jahren hatte der Staat dagegen in fünf Jahren nur 61 000 Stellen eingerichtet.

Doch es dauerte eine gewisse Zeit, bis mit der Arbeit begonnen werden konnte. Zwar hatte die Regierung bereits 1990 beschlossen, die Projekte auch in Nicht-Dürrejahren weiterlaufen zu lassen, um für ausreichend Verdienstmöglichkeiten auf dem Land zu sorgen, aber als die Dürre hereinbrach, war das System noch nicht in vollem Maße aufgebaut, so daß mit vielen Projekten in großer Eile begonnen wurde. Außerdem mangelte es weiterhin an erfahrenen Kräften. In den 80ern hatte man noch viele Freiwillige eingesetzt, die nur für die Dürrezeit in die betroffenen Regionen kamen, 1990 wollte man dagegen hauptsächlich den lokalen Arbeitsmarkt stützen, was sich gerade in abgelegenen Gegenden als schwierig erwies, zumal der niedrige Lohn nicht gerade einen Anreiz bot.

Um sicherzustellen, daß die Menschen nach Ende der Dürre wieder in die Landwirtschaft zurückgingen, wollte man die Arbeit nicht zu attraktiv machen und zahlte extrem niedrige Löhne: 4,50 Pula, keine zwei Mark pro Tag. Hauptsächlich kamen ungelernete Kräfte, unter denen 75 Prozent Frauen waren. Ein Großteil von ihnen mußte gleichzeitig den Haushalt und die Familie versorgen, die schlecht bezahlte Arbeit war eine große zusätzliche Belastung für sie. Die Produktivität litt natürlich, ob im Straßenbau, beim Brunnenbohren oder Dammbau – die meisten Projekte gingen nur schleppend voran. Lediglich dort, wo sich schon über Jahre eine Routine eingestellt hatte, in der Buschfeuer-Kontrolle etwa und in verschiedenen Bauprojekten, hatte man diese Probleme nicht.

Insgesamt gesehen war – trotz aller Mängel – die Balance zwischen Kurzzeitprojekten, in denen so viele Menschen wie möglich beschäftigt wurden, und dauerhaften Projekten 1992 erheblich ausgewogener als zuvor.

Auch in bezug auf andere Maßnahme war man 1992 weiter. Die Regierung hatte Konsequenzen aus den in den 80ern gesammelten Erfahrungen gezogen. Was sich damals nicht bewährt hatte, wurde 1992 nicht wiederaufgenommen. So tilgte die Regierung keine Darlehen mehr für die Farmer – damit hatte sie nur den reichen geholfen, unter den ärmeren hatte kaum jemand überhaupt einen Kredit aufgenommen. Und auch die Futterzuschüsse, die in den 80er Jahren noch automatisch an jeden Farmer gegangen waren, wurden eingestellt. Auch sie hatten letztlich vor allem den reichen Farmern Vorteile gebracht. So konnten sie die meisten ihrer Tiere behalten, anstatt einen Großteil davon zum Schlachter zu bringen – was in Dürrezeiten die ökonomisch und ökologisch sinnvollere Reaktion wäre.

Statt dessen subventionierte die Regierung jetzt die Schlachthöfe, die den Gewinn an die Farmer weitergaben. Die Fleischpreise gingen hoch. Auf diese Weise sollte ein Anreiz geschaffen werden, die Tiere schlachten zu lassen, bevor sie zu schwach wurden und auf der Weide zusammenbrachen. Gleichzeitig sollten die Weideflächen entlastet werden. Der Plan ging auf. Waren die Schlachthöfe bis dahin kaum ausgelastet, gelangten sie nun an die Grenzen ihrer Kapazität. Fraglich bleibt dennoch, ob nicht wieder hauptsächlich die großen Bauern das Angebot wahrgenommen und davon profitiert haben. Denn für sie ist der Verkauf eines Teils der Tiere mit Sicherheit ein geringerer Einschnitt als für die kleinen Farmer.

Generell wurde die Hilfe 1992 zielgerichteter vergeben: Nicht mehr alle schwangeren und stillenden Frauen bekamen Lebensmittelrationen, sondern nur noch ärztlich ausgewählte, deren Zustand besonders labil war. Geographisch wurde zwischen stark und weniger stark betroffenen Gebieten unterschieden.

So ist die Regierung ihrem Ziel, die kurzfristigen, kostenintensiven Maßnahmen runterzufahren, näher gekommen. Erste langfristige, effektive Projekte sind etabliert worden, hier müssen weitere hinzukommen. Bestehen bleibt indes die Abhängigkeit des Staates von Getreideimporten, die Botswana wohl auch in Zukunft nicht vermeiden kann. Ziel kann aber sein, längerfristig zu planen und das Getreide dann zu kaufen, wenn es günstig ist. Botswana ist ein Dürreland. Auch in den regenreichen Jahren.

Dies zu akzeptieren und danach zu handeln, ist auch für den Umweltwissenschaftler John Gould wichtigster Faktor, um die Dürre in den Griff zu bekommen. Gould macht sich stark für ein langfristiges Wassermanagement, das ganz realistisch von den Ressourcen ausgeht, die zur Verfügung stehen. Dem entgegen steht eine Planung, die zuerst die gewünschte Wassermenge ausrechnet und dann schaut, wo man sie herbeikommt. Denn ein Ansatz, der von idealen Wasservorstellungen ausgeht, nehme sich von vorneherein Möglichkeiten, Wasser einzusparen, da stimmt er mit Alac Campbell überein. Und enorme Anstrengungen würden nötig, um die erforderliche Menge zu beschaffen.

Bestes Beispiel für so einen Kraftakt ist das ehrgeizige Projekt, an dem die Regierung derzeit baut: Eine Pipeline soll Wasser aus dem Norden des Landes in den Süden transportieren. 1400 Millionen Pula soll der Bau des „North-South-Carrier“ kosten, schätzen die Verantwortlichen heute (das sind fast 1000 Pula pro Einwohner). Daß die Kosten aber letztendlich nicht noch weiter steigen, kann nicht mal Moremi Sekwale vom Ministerium für Wasserangelegenheiten ausschließen, denn schon jetzt hat man erste Berechnungen, die auf 800 Millionen Pula kamen, weit übertroffen. Die Pipeline soll, wenn sie denn tatsächlich im Jahr 2013 fertig wird, Gaborone und andere Städte im Südosten mit Wasser versorgen. Viele Dörfer und ländliche Ansiedlungen allerdings liegen viel zu weit von der Strecke der Pipeline entfernt, als daß auch sie davon profitieren könnten.

Auch ist fraglich, ob sich Botswana langfristig so teures Wasser leisten kann, das über 350 Kilometer weit gepumpt werden muß, bevor es die

Verbraucher erreicht. John Gould ist skeptisch: „Was passiert, wenn irgendwann der Diamantenmarkt zusammenbricht? Dann ist Botswana wieder ein armes Land, das so einen Aufwand nicht mehr finanzieren kann.“ Sein Vorschlag: Wasser sparen.

## Den Regen fangen – Wassermanagement

John Gould sitzt im dritten Stock der modernen Universität von Botswana. Sein Büro ist eigentlich gar nicht mal so klein, aber Regale voller Akten, Stühle mit Papierstapeln, hochgetürmte Unterlagen auf dem Fußboden und ein vollbeladener Schreibtisch engen es ein. Mittendrin der Ökologe selbst, hemdsärmelig und engagiert, vor allem, wenn es um das Thema geht, das ihm am Herzen liegt: das Wasser. „Botswana könnte viel Wasser sparen, wenn die Menschen bewußter damit umgingen. Wenn man allein das Regenwasser, das jährlich von den Dächern runterläuft, auffangen würde.“ Daß sich an der Konsumhaltung – vor allem der Städte – etwas ändern muß, ist für Gould völlig klar. Der Wasserbedarf wird mit dem Wachstum der Bevölkerung beträchtlich steigen, ohne Verzicht könne diese Entwicklung nicht bewältigt werden. Nach den neusten Prognosen des „Botswana National Water Master Plan“ werden in 25 Jahren doppelt so viele Menschen in Botswana leben wie heute. Von 1990 bis zum Jahr 2000 soll sich der Wasserbedarf in ländlichen Siedlungen verdreifachen, in den Städten verfünffachen, in den großen Dörfern versechsfachen.

Wie kann die steigende Nachfrage befriedigt werden? Das Grundwasser werde ohnehin schon zu sehr genutzt, sagen die Experten. Würden die Bewohner noch größere Wassermengen entnehmen, bestünde die Gefahr, daß es versiegt. Wasserspeicher etwa in Form von künstlichen Seen anzulegen, hat in einem heißen Land wie Botswana wiederum den großen Nachteil, daß ein beträchtlicher Teil verdunstet, viele Flüsse und natürliche Seen hat das Land nicht.

Eine scheinbar unerschöpfliche Wasserquelle liegt allerdings in Botswanas Norden: das Okavango-Delta, ein Netz von hunderten von Wasserarmen, gespeist aus dem Fluß Okavango. Schon Naturschutzgedanken verbieten es, das einzigartige Naturreservoir anzuzapfen; doch selbst wenn man solche Überlegungen außer acht lassen würde: Es bleibt das Problem, daß das Fluß-Labyrinth schlicht an falscher Stelle liegt. Das Wasser müßte aus dem kaum bewohnten Norden in die bevölkerungsreichen Gebiete transportiert werden, mit teuren Pipelines oder aufwendigen Konstruktionen. Kleine Siedlungen auf diese Weise zu erreichen, ist praktisch undenkbar.

„Der einzige Weg des Wasser-Managements ist also, das vorhandene Wasser bewußt und sparsam einzuteilen“, sagt John Gould. Es gäbe in Botswana noch genug Potential, um zu sparen: Viele Häuser der Botswana Housing Company (BHC) sind mit Waschräumen und Außen-Wasserhähnen ausgestattet, die kostenlos zum Wäschewaschen, Gartenwässern oder Autowaschen genutzt werden können; fast der gesamte Regen ver-

sickert ungenutzt im Boden; tropfende Hähne und Leitungen werden nicht schnell genug repariert; die Regierung subventioniert das Wasser in ländlichen Gegenden in so hohem Maße, daß kein Mensch an Rationieren denkt.

Daß ein beachtlicher Anteil relativ leicht gespart werden kann, zeigte sich 1983, als die Preise aufgrund von Wassermangel erheblich in die Höhe gingen. Die Bevölkerung verbrauchte 50 Prozent weniger. Warum nicht Wasser für bestimmte Zwecke dauerhaft teurer machen, zum Beispiel für die Autowäsche oder Gartenbewässerung? Eine andere Möglichkeit: Gebrauchtes Wasser wiederzunutzen – womit die Regierung auch bereits begonnen hat. Zum Beispiel werden der Golfplatz in Gaborone und der Wildtierpark am Rande der Stadt mit wiedergewonnenem Wasser bewässert.

Wichtig ist laut Gould aber vor allem, daß nicht nur auf globaler Ebene, sondern auch in den privaten Haushalten gespart wird. Und gesammelt: „Wenn jeder das Regenwasser auffangen würde, das von seinem Dach und über sein Grundstück fließt, wäre die Situation eine ganz andere.“ Seit mehreren Jahren untersucht der Ökologe verschiedene Regenwasser-Auffangmethoden.

Neu ist der Ansatz nicht. Auch in früheren Zeiten haben die Batswana Regen gesammelt, indem sie Löcher in den Boden gruben und Behälter hineinstellten. Und auch das ablaufende Wasser von den Dächern haben sie aufgefangen – sie tun dies vor allem auf den Dörfern teilweise immer noch. Manche Häuser haben bereits fest installierte Auffangvorrichtungen: Von den Hausdächern führen Regenrinnen direkt in große Eisentanks. Nach Schätzungen des Botswana Technology Centers ist heutzutage die Hälfte aller Schulen mit solchen Anlagen ausgerüstet. John Gould glaubt, daß die Möglichkeiten jedoch bei weitem nicht erschöpft sind. „Gerade in einer trockenen Region wie dem südlichen Afrika ist die Regenwassergewinnung eine ökologisch und ökonomisch phantastische Methode. Gegenüber allen aufwendigen Pipeline-Projekten hat sie den enormen Vorteil, daß auch die entlegensten Siedlungen mühelos mit Wasser versorgt werden.“ Und sie ist billiger.

Gemeinsam mit Kollegen hat Gould die Auffangmethoden weiterentwickelt und präzisiert. Ihre Ausgangsfrage: Wieviel Regen fällt im Schnitt an einem bestimmten Ort und wieviel Wasser brauchen die Bewohner, um ihren täglichen Bedarf zu decken? Die Wissenschaftler verglichen die Niederschlagsdaten der letzten dreißig Jahre an zehn Stationen und kamen zu dem Schluß, daß ein Tank, der vierzig Prozent des abfließenden Regenwassers fassen kann, für eine regelmäßige Versorgung der Bevölkerung ausreicht: Da der Tank ja immer wieder geleert wird und der ganze Regen nicht auf einmal fällt, könnten so achtzig Prozent des ablaufenden Wassers aufgefangen werden.

Die Regierung Botswanas bemüht sich bereits seit Ende der 70er Jahre, Regenwasser-Auffanganlagen flächendeckend zu installieren. So hat das Landwirtschaftsministerium versucht, die Auffanganlagen kleinen Farmern in abgelegenen Orten schmackhaft zu machen, indem sie 85 Prozent der

Kosten für eine neue Anlage übernahm. So wurden zwischen 1979 und 1991 über 700 Bodentanks gebaut, von denen die meisten allerdings nur das Wasser auffingen, das über die Erde abfloß. Die Wasserqualität war nicht immer besonders gut, so daß das Ministerium reagierte. Seit 1990 ließ sie mehr und mehr Oberflächentanks bauen, die das Wasser von den Dächern sammeln. Auf diese Weise konnten die Menschen ein Drittel, wenn es gut lief, die Hälfte ihres Wasserverbrauchs mit Regenwasser decken.

Immer noch zu wenig, sagt Gould. Nach seinen Berechnungen könnten selbst in den trockensten Gegenden pro Jahr 20 000 bis 50 000 Liter Wasser gesammelt werden, wenn die Menschen die beiden Methoden kombinierten und sowohl das Wasser von den Dächern, als auch vom Boden auffangen würden. „So könnten sie fast ihren ganzen Bedarf decken.“ Das Bodenwasser wäre geeignet zum Gartenwässern, Wäschewaschen oder zum Versorgen der Tiere, das Wasser vom Dach mit der besseren Qualität zum Trinken und Kochen. Auch die Systeme öffentlicher Gebäude, der Universität zum Beispiel oder der Schulen sind laut Gould längst nicht ausgereift. Mit der richtigen Methode könnten sämtliche Kinder einer Grundschule täglich mit Wasser versorgt werden. „Und selbst wenn man die Auffanganlage nur für die Notversorgung nehmen würde, wäre das immer noch sinnvoller, als das Wasser im Notfall von weither mit LKW zu transportieren oder sogar die Schule zu schließen.“

Und weiter: In ersten Versuchen erproben die Ökologen die Bewässerung der Felder mit Regenwasser. In dem kleinen Ort Gabane haben die Wissenschaftler vor fünf Jahren kleine Auffang-Anlagen um die Bäume eines Obstgartens herum errichtet, so daß das Wasser unmittelbar am Stamm der Bäume in den Boden fließt. Es habe sich deutlich gezeigt, daß die Bäume weit besser wachsen als die eines Vergleichgartens ohne Auffang-System.

Obwohl also der Nutzen der Methode offensichtlich ist, wird sie lange nicht in dem Maße eingesetzt, wie sich die Wissenschaftler wünschten. Ein Grund sind die traditionellen Strohdächer. Zwar sieht man auch in den kleinen Dörfern mehr und mehr Steinbauten mit Ziegeldächern – Tradition und Moderne mischen sich – aber häufigste Wohnform bleiben die Hütten. Um Wasser aufzufangen müssen also eigens Vorrichtungen oder Gebäude gebaut werden. Dazu kommt, daß viele öffentliche Regen-Auffangsysteme nach einiger Zeit oft nicht mehr genutzt oder schlecht gewartet wurden. Goulds Vorschlag ist, zum einen mehr private Anlagen zu fördern und zum anderen Fachpersonal zum Aufbau und zur regelmäßigen Kontrolle einzusetzen. Auch gezielte Kampagnen, die für die Anlagen werben, würden helfen, sie zu etablieren.

## Die Gefahr von nebenan – Dürre in Namibia

Es regnet im Oktober 1996 in Botswana, aber nicht in Namibia, Botswanas Nachbarstaat. Botswana ist also in diesem Jahr von der Dürre nicht betrof-

fen und ist es doch: Das Nachbarland will den Okavango anzapfen. Den Fluß, der aus Angolas Hochebene kommt und durch Namibia nach Botswana fließt und der Touristen aus aller Welt anlockt.

Der englische Postbote Dick Grizzell und seine Frau Glynnis jedenfalls wußten sofort, wofür sie ihr Geld ausgeben sollten, als sie überraschend erbten: Um Leoparden bei der Jagd zu sehen und Elefanten beim Baden zwischen Wasserlilien und Papyrus. Um den Schreiseeadler am Morgen zu hören und brüllende Nilpferd am Abend. Sie packten die Koffer und reisten ins Okavango-Delta. Glücklicherweise, den „schönsten Ort der Welt“ erlebt zu haben, fuhren sie nach England zurück – jetzt haben sie Angst, daß das Okavango-Delta zerstört wird. Dick Grizzell befürchtet: „Ein einziger Fehler genügt.“

Was Grizzell einen Fehler nennt, ist für Piet Heyns, Ingenieur aus Namibia, der einzige Weg, Menschen vor dem Verdursten zu retten. Für 500 Millionen Dollar will sein Land eine 150 Kilometer lange Pipeline bauen, die 17 Millionen Kubikmeter Wasser pro Jahr aus dem Okavango abpumpen kann.

Seit die Dürre 1992 in Namibia ausbrach, sind fast 40000 Rinder gestorben. Bleibt es weiter trocken, geht der Hauptstadt Windhoek bald das Wasser aus. Zur Zeit untersucht ein Team im Auftrag Namibias, ob der Wasserentzug dem Delta schaden könnte. Aber selbst wenn: Heyns hat schon angekündigt, daß seine Regierung, kommt es hart auf hart, ihre Pläne durchziehen werde. „Wir haben keine Wahl!“ Soll man etwa Menschen für den Umweltschutz opfern? Soll Namibia verdursten, damit Dick Grizzells Paradies unangetastet bleibt?

Sicher, Ökologen betonen die Einmaligkeit dieser größten Oase der Welt. Die Wasserarme des Okavango fließen tief in die Kalahari hinein und machen die Halbwüste lebendig. Sie bilden ein Binnendelta so groß wie Schleswig-Holstein, das von Menschen noch nahezu unberührt ist und 164 verschiedenen Säugetieren und 540 Vogelarten Lebensraum bietet.

Dennoch hofft Namibia, Verständnis für seine Pläne zu finden. Eine namibische Delegation, angeführt von Piet Heyns, machte sich auf den Weg nach Botswana. Sie wurde nicht eben freundlich empfangen: Tawana Moremi, prominenter Stammesführer, schickte sie mitten in den Verhandlungen fort. Zu groß ist die Angst vor einem ausgetrockneten Delta. Die Dorfbewohner fürchten um ihr Trinkwasser, Umweltwissenschaftler um die reiche Natur, Safari-Anbieter um den Tourismus, nach dem Diamantenhandel Botswanas zweitgrößte Einnahmequelle.

Die kleine Stadt Maun, Ausgangspunkt für den gesamten Delta-Tourismus, spürt schon jetzt, was es heißt, mit wenig Wasser auskommen zu müssen. Der Okavango ist in diesem Jahr so niedrig wie seit 50 Jahren nicht. Wo sonst Wasserskifahrer Slalom fahren, fließt nur noch ein Rinnsal; wo die Fischer in ihren Booten auf Flußpferde acht geben mußten, spielen Kinder Fußball. Hauptursache sei das Klima, sagen Ökologen. Aber auch davon ist die Rede: daß Farmer aus Namibia längst ihre Rinder mit Flußwasser in großen Mengen versorgen.

„Die Pipeline könnte der Anfang vom Ende sein“, befürchtet der Ökologe John Gould – auch wenn Piet Heyns beteuere, sein Land werde sie nur im Notfall benutzen. Gould: „Namibia ist nicht das einzige Land, das unter Wassermangel leidet, als nächstes zapft dann Angola den Fluß an.“ Den Aral-See in Asien haben unter anderem solche Eingriffe seit 1960 um die Hälfte schrumpfen lassen.

Namibia kann allerdings nicht eigenmächtig bauen. Für die Pipeline braucht es zumindest auf dem Papier das Einverständnis Botswanas. Gould zieht aus seiner Schublade Kopien der wichtigsten Unterlagen: Vom OKA-COM-Abkommen, in dem sich Angola, Namibia und Botswana verpflichten, verantwortungsvoll mit dem Okavango umzugehen. Von einem Bericht der Namibier, in dem sie betonen, keine Alternative zu haben. John Gould wüßte eine: „Wasser sparen! Wer mitten in der Wüste lebt, in einem Ort wie Windhoek, muß einsehen, daß Wasser Luxus ist.“ Ein guter Vorschlag, nur leider kommt er zu spät für das ausgetrocknete Land. Gould ist pessimistisch: „Sie werden bauen!“ – „Das wagen sie nicht!“ Leigh-Anne Nesbitt ist in Rage. Es geht um ihren Job, ihre Existenz. Zusammen mit ihrem Mann leitet sie das luxuriöse Safari-Camp Okavango. Im Herzen des Deltas bieten die beiden ihren Gästen üppige Natur und ein Ambiente, in dem es sich bestens leben läßt: ein Bett im Luxuszelt, ein Fünf-Gänge-Menü bei Kerzenlicht. Prinz Charles von England hat hier schon genossen und Prinz Bernhard der Niederlande. Leigh-Anne Nesbitt hofft, daß die Prominenz sich einmischen würde, daß es einen internationalen Aufschrei gäbe.

Tatsächlich ist Namibia auf das Wohlwollen anderer Staaten angewiesen, allein kann das Land die 500 Millionen Dollar für den Bau der Pipeline nicht aufbringen. „Also muß es eine seriöse Umweltstudie vorlegen“, sagt Moremi Sekwale. Der botswanische Verhandlungsführer ist vorsichtig, um keinen Preis will er den offenen Konflikt. Botswana vertraue seinem Nachbarn, sagt er, deshalb führe man keine eigene Studie durch. „Aber wir werden die Ergebnisse überprüfen!“

Immer wieder steht Sekwale mitten im Gespräch auf und schreibt an die Tafel, was er für wichtig hält: daß Namibia nur zwei bis drei Prozent vom niedrigsten Wasserstand des Okavango abpumpen will, nicht zehn Prozent, wie manche glauben; daß ein Namibier dreimal soviel Wasser verbrauche wie ein Batswana – eine Zahl, die die Gegenpartei bestreitet. Auch er hat einen Vorschlag: Meerwasser-Entsalzung, umweltverträglich, aber teuer. „Die internationale Staatengemeinschaft könnte einen Fond einrichten“, sagt Sekwale. „Es ist ihre Aufgabe, dieses Naturwunder zu erhalten.“ Entsalzung also wäre eine Lösung: Menschenleben zu retten und Elefanten, Schreiseeadler, Wasserlilien und Papyrus.

Viel Zeit bleibt Botswana indes nicht mehr. Sobald Namibia seine Studie vorlegt, wird sich das botswanische Expertenteam an die Arbeit machen und die Ergebnisse überprüfen. Keiner aber weiß, was passiert, wenn das Team sein Veto einlegt und Namibia das Wasser ausgeht.

So stellte sich die Situation im Januar '97 dar, als ich die Gespräche geführt habe. Seitdem ist Zeit vergangen und etwas hat sich geändert. Es hat



geregnet in Namibia. Die Dürre ist gebrochen. Aber hat sich dadurch wirklich etwas verändert? Die Gefahr bleibt, Namibia verfolgt seine Pläne weiter, das Land baut die Pipeline Meter für Meter weiter – denn die nächste Dürre wird kommen.

## Pula!

Es regnet in Botswana zum Jahreswechsel 1996/97, und das ist gut so. Die Ernte ist gesichert, fast jeden Tag werden die Felder ein bißchen grüner, wachsen die Mais- oder Sorghum-Pflanzen ein kleines Stück. Die Menschen auf dem Land können entspannen, ihren Alltag leben, ohne daß die trockenen Böden, über die sie laufen, Schritt für Schritt zu ihnen sprechen: Dein Getreide verdorrt, deine Kühe verdursten, deine Kinder hungern, deine Zukunft ist ungesichert.

Die Menschen in der Stadt können lachen, ohne das Gefühl zu haben, daß ihre Verwandten zu Hause mit ernsten Gesichtern sitzen. Sie können am Wochenende heimfahren, ohne Angst zu haben, daß die Familie stumpfgrübelnd zusammensitzen wird, daß ein Gang ins Freie einzig der vergeblichen Suche nach Regenwolken dient.

Es regnet in Botswana, in feinen Tropfen, in kräftigen Schauern oder mit tosendem Gewitter, und niemand mag so recht über die Dürre sprechen, aber sie ist da. In den Traditionen. Niemals haben die Batswana um Sonnenschein bitten müssen, davon hatten sie immer genug. Reichlich. Sie bitten um Regen, um das Ende der Trockenheit, in ihren Liedern, ihren Geschichten, ihren Grüßen: Pula!

Die Dürre ist da in Old Naledi, auch wenn zur Zeit undichte Hütten ein größeres Problem sind als trockene Brunnen. Die Menschen sind hier, weil sie nicht mehr weiter wußten, weil der Regen ein paar Monate, Jahre zu lange ausgeblieben ist, weil Felder verdorrt und Kühe verdurstet sind. Und weil sie nicht mehr ansehen konnten, daß ihre Kinder hungern müssen.

Die Dürre liegt in diesem Jahr jenseits der Grenze, in Namibia, und hat doch auch auf Botswana schlimme Auswirkungen. Denn auch die Dürre des Nachbarn ist eine Bedrohung: für die Natur, für die Menschen.

Die Dürre ist in den Köpfen der Politiker, die mehr und mehr begreifen, daß nur langfristige Programme all die Probleme wie Nahrungsmittelengpässe, Wassermangel, Landflucht lösen können; die ihre Prioritäten noch viel rigoroser setzen müssen. Wasser ist kostbarer als Diamanten! Denn die Dürre wird auch in Zukunft immer wieder über das Land kommen, das sind die Gesetze der Natur.

Pula!